

Zeitschrift: Mobile : die Fachzeitschrift für Sport
Herausgeber: Bundesamt für Sport ; Schweizerischer Verband für Sport in der Schule
Band: 12 (2010)
Heft: 2

Artikel: "In Sachen Gewalt ist Forschungsbedarf vorhanden"
Autor: Di Potenza, Francesco / Lehmann, Anton / Moser, Karin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-992301>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«In Sachen Gewalt ist Forschungsbedarf vorhanden»

Die Studie über die Jugenddelinquenz im Kanton St. Gallen hat in der Sportwelt zu starken Reaktionen geführt. Der verantwortliche Studienleiter, Martin Killias, Professor am Kriminologischen Institut der Universität Zürich, stellt sich den Fragen unserer zwei Experten, Anton Lehmann und Karin Moser, und debattiert offen über die Reaktionen aus den angeprangerten Sportarten.

Aufzeichnung: Francesco Di Potenza; Foto (nachgestellte Szene): Daniel Käsermann

Anton Lehmann: Professor Killias, wir haben die Studie über die Presse mit viel Interesse zur Kenntnis genommen und möchten Sie fragen, ob die Ergebnisse aus Ihrer Sicht korrekt wiedergegeben wurden. Was sagen Sie dazu, dass ein so starker Fokus auf den Sport gelegt wurde?
Martin Killias: Die Medien mussten die Resultate gerafft wiedergeben. Doch die Studie wurde generell korrekt dargelegt. Der Fokus war etwas überraschend. Ich habe eher erwartet, dass andere Ergebnisse mehr Beachtung finden würden. Etwa die Übervertretung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund. Nur haben das wohl alle erwartet. Die Resultate im Zusammenhang mit Sport waren hingegen neu. Und was neu ist, ist immer medienwirksam.

Karin Moser: Die Daten wurden bei 15-jährigen Schüler/-innen elektronisch erhoben. Die Jugendlichen wurden zu abweichendem Verhalten befragt. Wir haben uns gefragt, wie es mit der Aussagekraft von Antworten steht, die auf Selbsteinschätzung basieren?

Killias: Die Methode war selbstverständlich mehrfach ausgetestet worden, und wir haben feststellen können, dass sie funktioniert. Generell denke ich, dass eine elektronische Erhebung der jungen Generation mehr entspricht als ein Fragebogen. Denn sie erinnert weniger an eine Prüfungssituation. Diese Methode ist gut und erlaubt, Untersuchungen in grossem Stil zu minimalen Kosten durchzuführen. Wir haben über 5000 Schüler/-innen erreichen können. Mit einem Papierfragebogen hätte das mindestens 100 000 Franken allein für das Einlesen gekostet.

Lehmann: Trotzdem, es ist fragwürdig, ob von 15-Jährigen eine differenzierte und reflektierte Selbsteinschätzung zu erwarten ist. Das wurde verschiedentlich kritisiert. Bruno Schneider, Experte für Krafttraining (siehe Kommentar Seite 27), meint dazu, dass man in diesem Alter in der Regel ja gar keinen Zutritt zu Fitnesszentren habe... Weiter wurde kritisiert, dass anhand von erhobenen Korrelationen kausale Schlussfolgerungen gezogen wurden. Das dürfe man mit den vorliegenden Daten nicht machen...

Killias: Das stimmt. Und wir haben auch ausdrücklich darauf hingewiesen und in der Schriftfassung so festgehalten. Um Fragen der Kausalität korrekt angehen zu können, müsste man ein Experiment durchführen. Das heisst, zum Beispiel 100 Schüler in zwei Gruppen aufteilen, die Hälfte ins Krafttraining schicken, die andere in eine andere Sportart, und dann nach zwei Jahren schauen, welche Entwicklung stattgefunden hat. Doch das ist aus naheliegenden Grün-

den kaum machbar. Es gibt Dinge, die man wissenschaftlich nie wird sauber beweisen können, die aber dennoch real sind.

Moser: Nichtsdestotrotz wurden in der Studie die Begriffe «gewaltfördernde» oder «gewalthemmende» Sportarten benutzt...

Killias: Das stimmt, und diese Begriffswahl ist etwas unglücklich ausgefallen. Wie erwähnt, die Kausalität ist nicht bewiesen. Doch es gibt indirekt einige interessante Elemente, wie die unterschiedlichen Korrelationen oder der zeitliche Aspekt: Ein Kind beginnt meistens mit 8, 9 Jahren mit einer Sportart, probiert 3, 4 Sachen aus und merkt dann, dass es gut in der Sportart ist, sein Talent wird entdeckt, und es betreibt sie weiter.

Normalerweise beginnt sportliche Aktivität also lange vor ernsthaftem Gewalthandeln. Wir sprechen hier von 15-/16-Jährigen! Von der zeitlichen Abfolge her ist es nicht plausibel, dass diese zuerst gewalttätig waren und erst nachher sich für einen bestimmten Sport entscheiden. Zudem ist es plausibel, wieso gewisse Sportarten auf Menschen in einer bestimmten Art und Weise wirken.

Lehmann: Die Querschnittanalyse war eine Momentaufnahme und damit kann man keine Prozessdynamik beschreiben. Wurden eine Längsschnittstudie oder andere Instrumente – zum Beispiel Interviews, Fallbeispiele – ins Auge gefasst?

Killias: Die Untersuchung kam zustande, weil der Kanton St. Gallen diese Momentaufnahme wollte. Sie war ja nicht als Studie über die Wirkung von Sport angelegt. Die unterschiedlichen Trends je nach Sportart haben uns selber überrascht, das wusste man bisher nicht. Jetzt, wo es offensichtlich ist, dass es weniger auf Sport an sich als auf die Sportart ankommt, wird man das differenzierter untersuchen.

Lehmann: Sprechen wir über die Ergebnisse. Uns interessiert die Motivfrage. Wer wählt aus welchen Gründen welche «gewaltfördernde» Sportart beziehungsweise welche sportliche Betätigung? Wir stellen fest, dass meist Zusammenhänge mit Migrationshintergrund, Geschlechterfrage oder familiären Verhältnissen bestehen...

Killias: Das Spannende war, dass der Effekt der Sportarten bei Jungen oder Mädchen, Schweizern oder Ausländern ungefähr gleich war. Die Frage ist darum: Wieso korrelieren Einzelsportarten wie Reiten, Schwimmen, Schneesport oder Wandern mit weniger Gewalt als andere Sportarten? Hat das damit zu tun, dass bei gewissen Sportarten wie Fussball, Eishockey eine Verletzung der körperlichen Minimaldis-



tanz antrainiert wird? Auf den Körper des anderen zuzugehen, ist in unserer Kultur extrem negativ bewertet. Doch in solchen Sportarten wird das gezielt geübt. Ich kann mir vorstellen, dass dies wiederum die Hemmung reduziert, gewaltsam auf andere zuzugehen.

Moser: Dieses Lernen, körperlich auf den Gegenspieler zuzugehen, diesen Umgang mit Nähe und Distanz, könnte genau den umgekehrten Effekt haben. Vielleicht lehrt es den Jugendlichen ja auch, ausserhalb des Sports körperliche Distanz zu einer anderen Person zu respektieren. Es ist zu bezweifeln, ob der erhöhte Körperkontakt in einer Sportart den Respekt vor Distanz reduziert. Ein kleines Kind – als Beispiel – lernt ja erst in dem Moment, in dem es ein anderes schlägt und dieses zu weinen beginnt, dass es jemandem verletzen kann und deshalb aufpassen muss...

Killias: Sicher, nur stützen die Ergebnisse diese Vermutung nicht. Ich überlege mir, ob das gezielte Lernen, auf jemanden zuzugehen, eben auch Hemmungen reduziert, jemanden anzugreifen. Das macht irgendwie schon Sinn. Die Frage ist doch, wieso die unterschiedlichen Sportarten so unterschiedlich wirken ...

Lehmann: ... Sie wirken in dem Sinne nicht unterschiedlich, aber sie ziehen unterschiedliche Leute an. Die angeprangerten Sportarten fühlen sich mit dieser Stigmatisierung oder mit dieser Bezeichnung, sie seien gewaltfördernd, sehr missverstanden und reagieren entsprechend. Sie seien eigentlich genau jene, die Schon- und Übungsraum bieten, in denen Aggressivität im reglementierten Sinn trainiert und der Umgang damit gelernt werden kann. Und sie sagen vielleicht etwas optimistisch, dass das positive Auswirkungen auf die Persönlichkeitsentwicklung von Jugendlichen hat.

Killias: Das ist sicher wichtiger, aber die Frage nach den reduzierten Hemmungen bleibt unbeantwortet. Ein anderer Punkt ist das Einüben des Respekts von Regeln. Vielleicht müsste man – das wäre eine mögliche Strategie für Sportverbände – verstärkt die Regeleinhaltung und weniger den Wettbewerb in den Vordergrund stellen.

Lehmann: Das ist aber genau das zentrale Element bei den Sportarten, die in der Studie ins Visier geraten sind. Regelkonformität oder Fairplay ist für sie ein Hauptthema (siehe Kasten Seite 33) und sie lehren den Jugendlichen auch in heftigen Situationen einen kühlen Kopf zu be-

Kommentar

Notwendigkeit von Gewaltprävention im Sport

Man kann es nicht zur Kenntnis nehmen wollen, durch Methodenkritik an Untersuchungen oder mit sprachlichen Schlaumeiereien (nicht der Sport hat ein Gewaltproblem, sondern gewisse Sportveranstaltungen) kleinreden. Tatsache ist, dass auch Sport in verschiedenen Inszenierungen mit Gewalt in unterschiedlicher Ausprägung konfrontiert ist. Gerade weil sich Sport gerne als idealtypisches Feld für faires Handeln darstellt und entsprechende Werte und Werthaltungen damit verbunden sind, können wir die Verantwortung der Gewaltprävention nicht auf andere abschieben. Der erste Schritt ist eine kritische Auseinandersetzung mit den Inszenierungsformen. Die Art wie ein Wettkampf inszeniert wird, wie die Zuschauer geführt werden, welche Rituale gefördert werden, kann auf die Atmosphäre und damit auf die Gewaltbereitschaft der Beteiligten Einfluss haben. Sport ist nicht per se gewaltfördernd oder gewalthemmend, aber er bietet je nach Inszenierungsform eine mögliche Plattform für gewaltbereite Menschen. Hier haben die Sportvereine und Verbände entsprechende Verantwortung zu übernehmen.

Auch das Verhalten der Athletinnen und Athleten hat Modellcharakter, und speziell Kinder und Jugendliche kopieren das Verhalten zum Beispiel auf dem Spielfeld sehr oft und leider nicht nur das Positive. Gerade weil der Sport Emotionen weckt und uns vielleicht ganz unmittelbar in gewissen Situationen mit ursprünglichen Verhaltensweisen wie Aggressivität, Angriffsverhalten und im weitesten Sinne mit Gewaltbereitschaft konfrontiert, müssen wir diese Verhaltensweisen lenken können.

Vielleicht ist in unserer heutigen Gesellschaft in Anlehnung an Schiller der Mensch nur ganz Mensch im Sport und damit mehr gefährdet für atavistisches Verhalten. Obwohl nicht alle Sportarten und -inszenierungen von Gewalterscheinungen gleich betroffen sind, kommen weder Vereine noch Verbände umhin, sich mit diesen Fragen auseinanderzusetzen und ihren konkreten Beitrag zur Gewaltprävention zu leisten. Für die Sache des Sports.

Walter Mengisen ist Rektor an der EHSM und Stellvertretender Direktor des BASPO.
Kontakt: walter.mengisen@baspo.admin.ch

wahren. Auch beim Kampfsport ist es nicht anders: Als Boxer darf man ja jemanden ins Gesicht schlagen. Das ist reglementiert, vereinbart und erwünscht. Doch nur im Rahmen eines Wettkampfs und nicht auf der Strasse. Würde er das dort machen, wäre er seine Lizenz los...

Killias: Diese Regelkonformität oder der Umgang mit Aggression wären interessante Studienobjekte. Wie verhält es sich aber in der täglichen Sportrealität – und zwar nicht in Nationalteams oder in Spitzen-Clubs – sondern in unteren Ligen und in Dorfclubs? Persönlich habe ich den Eindruck, dass Erfolg gegenüber der Regeleinhaltung oft überbetont wird.

Lehmann: Die Wettkampforientierung ist ein zentrales Element im Sport. Aber auch dort findet Pädagogik statt. Fair gewinnen, der Umgang mit dem bezwungenen Gegner ... Das will auch gelernt sein.

Killias: Stimmt. Aber es reicht nicht aus, wenn man sich auf Regelwerke beruft. Man müsste darauf achten, dass solche pädagogischen Gedanken in der praktischen Trainings- und Wettkampfarbeit umgesetzt werden. Zudem ist – insbesondere im Eishockey oder im Fussball – die ganze Fanszene zu beachten, die Gewaltexzesse provoziert. Fans begeistern sich ja nicht für die Regeln, sondern für den Erfolg ihrer Mannschaft. Der Erfolgsdruck ist sehr hoch. Ohne diese Sportarten verteuflern zu wollen: Es geht darum einzusehen, dass Sport nicht partout gewaltpräventiv wirkt. Ich bin nicht in einer Verbotsdenkweise verhaftet, das liegt mir vollkommen fern ... Aber es würde mir gefallen, wenn aus der Sportszene mehr Bewusstsein zur Thematik Gewalt kommt. Früher war ja der Unterton «sportliche Betätigung ist a priori gut, die Leute können sich dort austoben, Aggressionen abbauen». Diese These stimmt nicht.

Lehmann: Sie stimmt nicht automatisch. Dennoch: Sport kann ein Ventil sein. Er bietet die Möglichkeit, in einem Schonraum, die Kanalisierung von Aggressivität zu fördern. Aber man muss ihn richtig inszenieren. Und dort kommt es auch auf die Leiter oder Trainer an. Wenn diese nur den Erfolg im Kopf haben und schon einen 12-Jährigen lehren, grobe und gemeine Fouls zu üben, dann ist das problematisch ... Trotzdem fühlen sich die als «gewaltfördernd» bezeichneten Sportarten falsch verstanden. Grundsätzlich stellen sie fest, dass sie genau diejenigen sind, die in Sachen Gewaltprävention am meisten tun. Schliesslich hätten sie es mit jungen Menschen zu tun, die sich in einer kritischen Entwicklungsphase befinden, die die Sportart aus Interesse und Begeisterung wählen. Sie arbeiten mit ihnen bewusst in Richtung Gewaltprävention...

Killias: Das ist eine interessante These. Ich bestreite nicht, dass Basketball wie auch Fussball wichtige Integrationsvehikel sind. Nur stimmt die Katharsisthese – also vereinfacht gesagt, im Sport Aggressionen abbauen – höchstens nur ganz kurzfristig. Nach der Dusch sind die Sportler ausgetobt, gewiss, aber danach zieht das voll auf. Eine gewaltmindernde Wirkung hat körperliche Betätigung an sich wahrscheinlich nicht. Dass man aber junge Menschen von der Strasse holt und in eine strukturierte Aktivität bringt, hat sicherlich positive Effekte. Doch: Man hat diese Programme und Projekte noch nie korrekt evaluiert! Und das ist eine meiner Frustrationen. Die Anbieter kommen mir vor wie hypothetische Vertreter der Pharmaindustrie, die Medikamente feilbieten, die nie getestet worden sind. Ich bin überzeugt, dass es auch Projekte gibt, die schädlich sein können.

Moser: Es wäre spannend zu schauen, was jetzt mit diesen Jugendlichen wäre, wenn sie nicht an solchen Projekten oder Programmen teilgenommen hätten.

Killias: Das ist genau der Punkt. Das wissen wir einfach nicht! Es wäre eine überaus wichtige Aufgabe, das experimentell auszutesten.

Ein multifaktorielles Phänomen

Alle gesellschaftlichen Phänomene haben ein Abbild im Sport, auch Gewalt. Wer die unterschiedlichen Anforderungen verschiedener Sportarten kennt, ist sich bewusst, dass die Beziehung zwischen Gewaltverhalten und Sport je nach Sportart unterschiedlich hoch ausfallen muss. Warum ist das so? Personen haben unterschiedliche Interessen und Motive. Damit diese befriedigt werden, wählt die Person eine zu ihr passende Sportart. Ein wichtiges Motiv ist das «Sensation Seeking Motiv»: Das Suchen nach Abwechslung, neuen Erlebnissen und Spannung. Es ist bekannt, dass dieses Motiv mit delinquentem Verhalten in Verbindung steht. Sportarten, die Abwechslung und Spannung ermöglichen, zeigen in der St. Galler Jugenddelinquenz-Studie auch eine stärkere Beziehung mit Gewaltverhalten. Personen mit hohem «Sensation Seeking Motiv» wählen eher Sportarten mit hohem «Spannungspotenzial». Dies deutet eher auf einen Selektions- als einen Sozialisationseffekt. Was wäre, wenn Personen mit hohem «Sensation Seeking Motiv» keinen Sport treiben würden? Wäre das angegebene Gewaltverhalten vielleicht noch höher?

Ich glaube nicht, dass Sport per se gewalthemmend ist. Es kommt stark darauf an, wie Sport betrieben wird. Eigene Studien zeigen: Steigert Sport das Wohlbefinden, wird die Einstellung zu Gewalt beeinflusst und diese beeinflusst wiederum das Gewaltverhalten.

Gewalt ist zudem ein multifaktorielles Phänomen. Personen- und Umweltvariablen spielen eine Rolle. Frustration kann beispielsweise zu Gewalt führen oder auch die Belohnung von Gewalt führt zu erneutem Gewaltverhalten. Die St. Galler Studie bestätigt, dass Sport per se nicht gewalthemmend ist und bestätigt das oben Erwähnte: Es kommt darauf an, wie er betrieben wird. J+S und die Sportverbände arbeiten daran, dass diese Inszenierungsformen auch einem gesamtgesellschaftlichen Nutzen dienen. Die St. Galler Studie soll ein Ansporn sein, diese Bemühungen beizubehalten und zu intensivieren. Von gewaltfördernden oder gewalthemmenden Sportarten zu sprechen ist jedoch nicht angebracht.

*Daniel Birrer ist Leiter des Fachbereichs Sportpsychologie an der EHSM.
Kontakt: daniel.birrer@baspo.admin.ch*

ten. Und zwar nicht, um Verkaufsargumente zu erhalten. Auch nicht, um gut gemeinte Präventionsprojekte kaputt zu machen. Vielleicht würden wir zu Schlüssen kommen, wie vorher bei der Fussballhypothese: «Man sollte mehr auf die Regelausrichtung achten.»

Ganz schlimm finde ich, dass im Jugendstrafvollzug den «schweren Jungs» Kampfsportarten angeboten werden. Das kann nicht sein! Ich erinnere mich an ein Dossier eines Mörders. Der hat nach Verbüssung der Strafe mit Kickboxen angefangen und erzählt, wie ihn das friedlich mache – kurz darauf hat er wieder versucht, eine Frau zu ermorden ... Gewiss, Fälle wie dieser beweisen nichts. Aber dass Jugendliche, die Gewalttaten begangen haben und deshalb in einem Heim sitzen, dort lernen, wie man noch effizienter andere kaputt macht, ist wirklich unglaublich! Und das, ohne jemals die

Wirkung evaluiert zu haben. Alles spricht dafür, dass dies die Aggressivität nicht senkt, sondern erhöht ...

Lehmann: Lassen wir das einmal so stehen. Ich möchte noch eine Bemerkung zu zwei Präventionsprojekten machen: Sowohl bei Midnight-Projekten (siehe Kommentar Seite 28) wie auch bei «cool and clean» wurde die Finanzierung nicht zuletzt deshalb bewilligt, weil die Projekte evaluiert werden. Bei den Midnight-Projekten laufen ausserdem Diskussionen über die «richtige» Sportinszenierung, damit Sport so wirkt, wie er wirken könnte ... Das andere mit dem Kampfsport ist eine riesige Debatte. Und es gibt auch Evidenzen, die zeigen, dass insbesondere die nicht niederschlagsorientierten Kampfsportarten präventive Wirkung haben. Man muss unterscheiden zwischen Kampfsportarten wie Judo, Tai-Chi, Aikido und Thaiboxen oder Mixed Martial Arts. Das sind komplett unterschiedliche Welten!

Killias: Vielleicht liegt gerade in dieser Differenzierung des Pudels Kern, also die Erkenntnis versteckt, dass es sehr auf die Variante solcher Sportarten ankommt. Trotzdem: In der Jugendstrafjustiz wehrt man sich gegen experimentelle Evaluationen. Wir haben also keine Basis, um sagen zu können, welche Einzelprogramme und Komponenten positiv oder negativ wirken.

Lehmann: Die Methodenvielfalt im Kampfsport, die Transfermöglichkeiten und die Übungen zur Regulation der Emotionen eignen sich besonders gut, um Strategien für ein respektvolles Konfliktverhalten zu entwickeln. Ich zitiere eine Reaktion aus dem Kampfsport: Auch wenn ein Wettkämpfer sich in einem erregten Zustand befindet, nimmt er immer noch Rücksicht auf die Gesundheit seines Gegenübers. Obwohl der persönliche Erfolg im Vordergrund steht, soll der Gegenspieler wahrgenommen und ihm kein Schaden zugefügt werden. Diese Haltung wird von zahlreichen Trainern verschiedener Kampfsportarten wie Karate, Kung Fu, Leichtkontaktboxen und auch Kickboxen weitergegeben.

Killias: Das ist interessant, und ich nehme es gerne zur Kenntnis. Doch dann müsste eigentlich die Gewaltbereitschaft unter Jugendlichen, die Kampfsport betreiben, tiefer sein. Zumindest nicht höher. Ich habe in meiner langjährigen Karriere zahlreiche solcher Kontroversen erlebt und stelle fest: Wenn die Korrelationen so hoch sind, dann stimmt das Resultat meistens. Es würde darum wohl auch nach einem Experiment nicht anders aussehen. Bei kleinen Korrelationen wie im Fussball, kann ich mir vorstellen, würde sich das eventuell aufheben, wenn man berücksichtigen würde, wer diesen betreibt. Aber kaum beim Kampfsport.

Lehmann: Herr Killias, noch ein Wort zum Abschluss: Ich denke, ihre Studie hat einiges bewegt. Wir haben Erklärungsbedarf entdeckt. Ihre Resultate sind sicherlich wertvoll für den Sport ...

Killias: Ich würde die St. Galler Jugenddelinquenzstudie quasi als «Kick-Off» bezeichnen. Sie hat uns gezeigt, dass gewisse Sportarten auf Gewaltverhalten einwirken. Für mich ist eines zentral: Die positiven Aspekte müssen weiterentwickelt, die negativen möglichst eingedämmt werden. Da sind die Sportspezialisten gefordert. Ich glaube, der Sport hat extremen Forschungsbedarf in Gewaltfragen. Schulprogramme sind weit besser evaluiert, mit Hunderten von Experimenten. Wenn Ergebnisse unerfreulich sind, gilt es in sich zu gehen und neue Ansätze zu entwickeln. Polemik gegen die Forschung, wie sie die Tabak- und die Waffenlobby jahrelang betrieben haben, bringt nichts und schadet dem Anliegen. Es ist erfreulich, dass die Sportfunktionäre bisher nicht in diese Falle getappt sind. Die Diskussion ist gut angelaufen, und die Statements aus der Sportwelt sind sehr sachlich und besonnen ausgefallen. ■

Positive Wertung der regelkonformen Aggressivität

Zahlreiche sportliche Übungsfelder (die von der Studie kritisierten Sportarten gehören dazu) bieten gute Möglichkeiten, den Umgang mit Aggressivität (im Sinne von Durchsetzungsvermögen) konstruktiv einzuüben. Regelkonforme Aggressivität ist im Sport notwendig und erwünscht, ohne sie können keine Ziele erreicht werden, und Wettkämpfe würden ihre Bestimmung, sich mit andern messen zu können, verlieren. Die unterschiedlichen Verhaltens- und Spielregeln (beispielsweise bezüglich Körperkontakt) bestimmen die Grenzen zwischen vereinbarter Aggressivität und unerwünschter Gewalt. Rituale (der Begrüssung, des Trostes, der Freude, der Versöhnung, der Verabschiedung) leisten einen wichtigen Beitrag zur Zivilisierung des Verhaltens gegenüber Gegnern und Partnern.

Ein wichtiger Grundsatz ist, dass die in Training und Wettkampf erworbenen Stärken nicht missbräuchlich auf Alltagssituationen transferiert werden. Für viele Jugendliche ist (Wett-)Kampf «ernsthaftes Spiel», der im Rahmen von präzisen Spielregeln stattfindet und der sie fasziniert. Derart erlebter Kampf, kombiniert mit intensiven Gefühlen (Emotionen), genügt vielen als «Ventil» beziehungsweise wirkt kanalisierend. Diejenigen Jugendlichen, die Gewalt und Hass als Konfliktlösung verherrlichen, benötigen jedoch zusätzlich Anleitung und Betreuung.



Martin Killias ist Ordinarius für Straf-, Strafprozessrecht und Kriminologie am Rechtswissenschaftlichen Institut der Universität Zürich, Co-Direktor des Kriminologischen Instituts und Leiter der Studie «Jugenddelinquenz im Kanton St. Gallen».



Anton Lehmann, lic.rer.pol. Sozialwissenschaften ist Leiter Prävention und Integration an der EHSM, Ressort Bewegung und Gesundheit.

Karin Moser, lic.phil. pädagogische Psychologie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der EHSM/BASPO, Ressort Bewegung und Gesundheit, Schwerpunkt: Kompetenzzentrum Integration durch Sport.